

Anna Lyndsey
Im Dunklen



GOLDMANN

Lesen erleben

Anna Lyndsey


Im Dunklen

Mein Leben ohne Licht

Aus dem Englischen
von Sibylle Schmidt

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
»Girl in the Dark« bei Bloomsbury, London.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Munken Premium liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2015 by Anna Lyndsey
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe Mai 2015
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Uno Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: FinePic®, München
unter Verwendung der Originalcovergestaltung © Greg Heinemann
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-31399-0
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für meine Besucher

TEIL I

Eindringendes Licht

Aus einem Raum jede Spur von Licht zu verbannen ist unglaublich schwierig.

Als Erstes hänge ich Verdunkelungsvorhänge auf. Sie bestehen aus schwerem plastikartigem Material, das nicht schwarz ist, sondern seltsam fleischfarben wie manche Magnolienblüten. Doch das Licht verschafft sich mühelos Zutritt, schlüpft durch die Lücke zwischen Gardinenstange und Wand und auch durch die Vorhangfalten unten am Boden.

Dann bringe ich ein Verdunkelungsrollo direkt am Fenster an. Das Licht kriecht immer noch an den Seiten herein und windet sich durch den Spalt ganz oben.

Deshalb nehme ich die Fensterscheiben in Angriff. Hole mir Alufolie aus der Küche, streiche die abgeschnittenen Bahnen an der Scheibe glatt, befestige sie mit Klebeband am Fensterahmen. Doch die Folie schlägt Falten und reißt, so dass am Rand und in der Mitte Lücken entstehen. Ich klebe und klebe und klebe, Bahn über Bahn, Schicht über Schicht, Streifen über Streifen. Statt eines abgedichteten Fensters bekomme ich eine abstruse Kunstinstallation, aber ich darf nicht aufgeben. Das Licht verhöhnt mich, trickst mich aus, taucht ab, um mir vorzugaukeln, dass ich es endgültig ausgesperrt habe – nur um sich kurz darauf durch ein übersehenes Löchlein wieder hereinzuschlängeln. Der grelle Tag dort draußen attackiert die bergenden Mauern meines Hauses wie ein wogendes Meer;

ich muss den löchrigen Deich abdichten, wenn ich auf Dauer geschützt sein will.

Irgendwann habe ich das Gefühl, genug getan zu haben. Ich lasse das Rollo vor dem chaotischen Klebepatchwork herunter, ziehe die Vorhänge zu, verschließe zusätzlich den Spalt unter der Zimmertür mit einem aufgerollten Handtuch. Dann setze ich mich aufs Bett, warte ab, bis meine Augen sich anpassen.

Ich habe es geschafft. Ich habe es tatsächlich geschafft. Ich bin umgeben von absoluter Dunkelheit.

Unendlich erschöpft und erleichtert lege ich mich nieder in meinem schwarzen Kasten, dem neuen Behältnis meines Lebens.

Haus

Das Haus mit dem abgedunkelten Zimmer ist nicht groß – ein roter Backsteinquader mit Ziegeldach, aus den 80er-Jahren. Im Erdgeschoss sind Flur, Toilette, Wohnzimmer und Küche, im ersten Stock drei kleine Zimmer und das Bad. Die Garage verbindet das Haus mit seinem identischen Abbild nebenan.

Vom Vorgarten aus betrachtet liegt mein schwarzes Zimmer auf der rechten Hausseite. Als einziges unter seinen Artgenossen hat mein Haus ein geschlossenes Auge; und in diesem dunklen Augapfel weilt eine bleiche junge Frau.

Wenn ich aus dem Zimmer trete, befinden sich rechter Hand drei Türen, die immer geschlossen gehalten werden. Die Treppe nach unten führt in eine Art Schattenreich, denn die Haustür ist mit einem Vorhang verhängt. Vorsichtig setze ich auf den Stufen einen Fuß vor den anderen, halte mich am Geländer fest, um nicht zu stürzen.

Ich gehe ins Wohnzimmer. Die Vorhänge sind zugezogen, aber da sie aus gewöhnlichen Stoffen bestehen, wird es hier nicht vollkommen dunkel. Im spärlichen Licht gleichen Couch und Sessel ruhenden Elefanten. Die Bilder an der Wand bleiben unsichtbar, nur die Metallrahmen glitzern eigenartig. Rücken und Armlehnen der Stühle am Esstisch bilden ein Geflecht aus horizontalen und vertikalen Linien. In der Ecke erhebt eine Stehlampe bedrohlich ihr gewaltiges Haupt.

Ich gehe in die Küche und lege an Tempo zu. Obwohl die geschlossenen Jalousien das Tageslicht filtern, ist dieser Raum der hellste im ganzen Haus. Ich schnappe mir den Wasserkocher, fülle ihn, stelle ihn auf die Basisstation und drücke rasch den Hebel nach unten. Wende mich zum Regal, nehme Henkelbecher und Teller heraus, greife mir aus einem anderen Regal den Teebeutel. Mit Teller, Messer und einer Packung Haferkekse eile ich ins schummrige Wohnzimmer, stelle die Sachen auf den Esstisch, horche, wann das Wasser zu brodeln beginnt. Als der Kocher mit einem Klicken ausgeht, sause ich in die Küche zurück, und, versiert und wendig wie eine Tänzerin, koche ich Tee, hole Käse aus dem Kühlschrank, ziehe mich mit beidem ins Wohnzimmer zurück.

Dann nehme ich am Esstisch zügig und konzentriert meine Mahlzeit zu mir.

Ich habe nur wenig Zeit. Der Countdown läuft, sobald ich mein dunkles Zimmer verlasse – meine Haut beginnt ihr bizarres Zwiegespräch mit dem Licht. Zu Anfang ist nur ein leises Flüstern zu hören, doch das wird schnell zu ungehaltenem Gemurmel. »Scher dich nicht drum!«, möchte ich schreien. »Antworte nicht, lass dich auf nichts ein!« Aber meine Haut plappert bereits lautstark, ein Streit bahnt sich an. Die Stimmung wird aggressiv; man sollte die Akteure drin-

gend trennen. Ich bekomme weder Quaddeln noch Rötungen, sichtbare Spuren des Konflikts bleiben mir erspart. Doch ein unsichtbares Feuer versengt meine Haut, bis sie am ganzen Körper so höllisch brennt, als stünde sie in Flammen.

Ich trage sie zurück in meine Höhle; nur dort, in der Schwärze, kommt sie nach und nach wieder ins Gleichgewicht.

Untersuchungsbericht

...Die Haut der Patientin zeigt jetzt nicht nur in den unbedeckten Bereichen eine Reaktion, sondern auch unter der Kleidung tritt das extrem schmerzhaftes Brennen am gesamten Körper auf...

Diagnose:

Der vorläufige Befund lautet: polymorphe Lichtdermatose. Diese hinreichend erforschte Erkrankung kann in seltenen Fällen in der oben beschriebenen Form auftreten und führt wie bei dieser Patientin dazu, dass sie sich keinerlei Lichtbestrahlung aussetzen kann.

Aktuelle Funktionsfähigkeit:

Die Lichtempfindlichkeit der Patientin ist so ausgeprägt, dass sie sämtliche natürlichen und künstlichen Lichtquellen meiden muss, was zu massiven Einschränkungen im täglichen Leben führt... 2006 kam es zu einer drastischen Verschlechterung ihres Zustands; sie musste sich damals mehrere Monate lang ausschließlich in einem komplett abgedunkelten Raum aufhalten.

Prognose:

Von der Erfahrung mit anderen Patienten und der vorliegenden Literatur zu dieser Form von Lichtdermatose ausgehend sind unterschiedliche Prognosen möglich; es gibt jedoch eine erhebliche Anzahl von Patienten, bei denen über einen längeren Zeitraum keine Verbesserung ihrer Symptomatik zu beobachten war ...

Sprechende Bücher

Meine Ohren sind meine Pforte zur Welt. Ich horche in die Dunkelheit, höre mir Bücher an: Thriller, Detektivromane, Liebesgeschichten, Familiensagas, Schmachtfetzen, historische Romane, Geistergeschichten, Klassiker und Chick-Lit, Erotika und Sachbücher über Geschichte. Nicht wählerisch lausche ich guten und schlechten, großartigen und miserablen Büchern; Stunde um Stunde bringe ich mit ihnen im Dunklen zu, nehme sie in mich auf.

Meine Auswahl ist beliebig, hängt nur davon ab, was in der Bücherei gerade vorrätig ist. Die Titel vermerke ich alphabetisch auf einer Liste, damit meine Buchbotin mir nichts doppelt bringt. Doch von dieser Einschränkung abgesehen habe ich einen so hohen Konsum, dass ich es mir gar nicht erlauben kann, anspruchsvoll zu sein. Auf meiner Liste gibt es nur zwei – sehr unterschiedliche – »Verbote«: Ich will nichts von James Patterson und nichts von Miss Read. Auf die detailfreudigen Beschreibungen von Serienmorden kann ich gut und gerne verzichten, und die Schilderungen aus dem Leben einer Dorfschullehrerin finde ich derartig biestig und bieder, dass ich davon ganz übellaunig und hundemüde werde.

Alle anderen Autorinnen und Autoren dürfen nach Belieben über mich verfügen.

In meinem bisherigen Leben habe ich hastig gelesen, habe Seiten überflogen, mir einen schnellen Eindruck verschafft und mit skeptischem Blick rasch die wichtigen Stellen herausgesucht. Manchmal (das sollte ich gar nicht laut sagen) habe ich längere beschreibende Passagen sogar *übersprungen*. Jetzt dagegen bin ich eine Gefangene, muss jedes einzelne Wort verdauen. Ich lege mich hin, horche geduldig, wie die Handlung aufgebaut wird, Baustein um Baustein. Bereitwillig lasse ich mich auf die Verführung ein, denn was erwarte ich anderes von Schriftstellern als nachhaltige Ablenkung? Unterbrechungen verabscheue ich; mir graut vor der Erzählerstimme, die sagt: »Ende dieses Teils, Fortsetzung auf der nächsten CD.« Eilig taste ich dann nach der nächsten Scheibe, fummle sie aus der Plastikverankerung, drücke sie ins Gerät, haue rasch auf den Knopf. Ich bin eine Morphiumsüchtige, die sofort die nächste Spritze braucht, die Betäubung darf nicht nachlassen. Keine Lücken, schneller Wechsel; denn ich weiß, wie leicht in diesen kurzen Phasen der Stille die Verzweiflung wieder über mich hereinbricht.

Durch diese hemmungslose literarische Promiskuität habe ich einige erfreuliche Entdeckungen gemacht. Da ich mich nicht im Mindesten für Trabrennen und dergleichen interessiere, hätte ich garantiert niemals einen von Dick Francis' Pferdekrimis gelesen. Doch als Gefährten in der Finsternis finde ich die angenehm spannend. In einem wird ein Jockey, der früher Wirtschaftsprüfer war, gekidnappt und ein paar Tage lang in einem Lieferwagen gefangen gehalten, nur mit einer Flasche Wasser und einer Packung Schmelzkäse; da meine Lage zweifellos nicht ganz so übel ist, finde ich das irgend-

wie tröstlich. Dick Francis' Bücher feiern die Unverwüstlichkeit des Durchschnittsmenschen: Der Held zerbricht sich den Kopf, wie er aus dem Schlamassel wieder herauskommt, kriegt eins übergebraten, wird gefesselt und übel zugerichtet, überlebt aber immer.

Ich höre mir im Dunklen sowohl CDs als auch Kassetten an, bevorzuge aber Letztere, weil bei CDs immer die Gefahr besteht, dass ich auf eine falsche Taste drücke und die Reihenfolge durcheinandergerät oder ein Abschnitt ständig wiederholt wird. Dann muss ich meine Boombox nach unten schleppen und im Dämmerlicht auf das kleine Display starren und nach einer Lösung suchen.

Inzwischen bin ich auch schon mit den Stimmen vertraut, die aus der dunklen Zimmerecke zu mir sprechen. Da ist der Typ mit der toughen Machostimme, der häufig für Actionthriller eingesetzt wird; die melodiose samtige Stimme, deren männliche Figuren imposant und viril klingen, deren weibliche Charaktere – mit Kopfstimme gesprochen – aber immer ziemlich dummlich wirken. Ferner der schwermütige Michael Jayston, spezialisiert auf die melancholischen Romane von P.D. James und John le Carré, sowie Miriam Margolyes, die mit ihrer Stimme so viele unterschiedliche Figuren erschafft, dass eigentlich eine ganze Schauspielertruppe und nicht nur eine einzige Frau am Werk sein müsste.

Wenn ein Buch zu Ende ist, kann ich nicht sofort mit einem neuen anfangen. Über jedes muss ich erst in Ruhe nachdenken, es muss verdaut werden wie eine Mahlzeit mit vielen Gängen. Es erscheint mir respektlos gegenüber den Figuren, hastig weiterzuziehen, nachdem ich so viele Stunden mit ihnen zugebracht, ihre Geschichten erfahren und wichtige Momente ihres Lebens miterlebt habe. Meist habe ich dann

noch Fragen, die mir keine Ruhe lassen: Hat denn niemand bemerkt, dass die Leichen vertauscht wurden? Wieso essen die Leute in amerikanischen Kriminalromanen so viel Pizza?

In diesen Pausen höre ich BBC Radio 4, einen Sender, der verlässlich einen Dauerstrom ernsthaft vorgetragener Banalitäten liefert – eine wohltuende Dusche für die Seele.

Bewegung

Zu Anfang habe ich mich im Dunklen häufig verirrt. Obwohl in meinem kleinen Zimmer nur ein paar Möbel stehen – Bett, Bücherregal, Kleiderschrank, Kommode –, kann Finsternis eine totale Desorientierung bewirken, die extrem beängstigend ist. In den ersten Tagen ohne Licht habe ich unentwegt Oberflächen abgetastet, die ich nicht richtig einordnen konnte, und verzweifelt nach Anhaltspunkten gesucht. Häufig saß ich am Boden in dem Glauben, mit dem Gesicht Richtung Tür zu blicken. Doch dann schickten meine Hände mir eine andere Botschaft, und ich schrie auf vor Entsetzen. Diese Verunsicherung ist so bedrohlich, als würde mein Gehirn manipuliert.

So etwas kommt jetzt nur noch selten vor. Ich kenne mich inzwischen aus, bewege mich geschickt und sicher in meinem schwarzen Kasten, berühre mit leichter Hand die Baumwolldecke auf meinem Bett, erkenne den Stuhl in der Ecke an den glatten gerundeten Stäben seiner Lehne, greife blindlings nach der kühlen Metallklinke der Tür, höre ihr Maunzen, wenn sie aufgeht.

Manchmal verliere ich einen Strumpf oder meine Haarbürste, aber das versetzt mich jetzt nicht mehr in Panik; ich bewege mich dann ruhig und gelassen von einer Stelle zur

nächsten, und meist findet sich das gesuchte Objekt wieder ein.

Im Laufe der Zeit habe ich mit etwas begonnen, das eigentlich untypisch für mich ist: Ich entwickle Ordnungssysteme. Strümpfe kommen *hier* hin, Brillen *dort*. Eines Tages kam ich auf die Idee, meine Unterwäscheschublade so zu sortieren, dass die Höschen auf der linken und die BHs auf der rechten Seite liegen. Seither hat das allmorgendliche Wühlen und Kra-men ein Ende. Ich frage mich, wieso ich das nicht schon früher gemacht habe; aber ich kenne die Antwort darauf eigentlich schon: Hoffnung. Die Hoffnung hat mich davon abgehalten. Jede noch so kleine Anpassung an meine Umgebung ist wie ein Eingeständnis, dass nichts mehr besser werden kann, dass dieser grauenhafte Zustand sich nicht mehr ändern wird, sondern womöglich ...

Doch das ist undenkbar.

Es gibt jetzt nur noch eine Sache, bei der ich die Orientierung verliere. Um in Bewegung zu bleiben und meinen Kreislauf anzuregen, laufe ich manchmal auf der Stelle. Und stelle dann häufig nach ein paar Minuten fest, dass ich mich, ohne es zu merken, um neunzig Grad gedreht habe, so dass sich das Bett nicht mehr neben mir, sondern vor mir befindet.

In einem Thriller habe ich erfahren, wie es dazu kommt. Dort wird von einem Mann erzählt, der sich in der Sahara verirrt hat und beschließt, einfach geradeaus zu gehen, um aus der Wüste herauszufinden. Nach mehreren Kilometern landet er wieder an seinem Ausgangspunkt. Die Beine von Menschen sind nämlich niemals exakt gleich lang; man meint, auf einer geraden Linie zu gehen, doch langsam und unmerklich krümmt sich die Linie zum Kreis, und dein Anfang wird dein Ende sein.

Pete

In dem Haus mit den geschlossenen Vorhängen und dem verdunkelten Zimmer wohnt noch eine weitere Person: Pete, der Mann, den ich liebe. Es sind seine Wände, die mich umhüllen, sein Gästezimmer, das ich in Beschlag genommen habe, um mir dort meine Höhle einzurichten; es sind seine Räume, die ich in Dämmerzustand versetze.

Meine Liebe rettet mich. Mein Liebster nimmt mich in seine starken Arme, wenn ich hoffnungslos weine; er versieht mich mit dem Alltag einer Arbeitswoche, um meinen formlosen Tagen zumindest ansatzweise Struktur zu verleihen. Er bringt tagtäglich Freude in mein Leben, und wenn es ihn nicht gäbe, würde ich mich wahrscheinlich nicht einmal mehr waschen ...

... doch seine Liebe sorgt zugleich dafür, dass Schuldgefühle mich aufschlitzen. Ich bin der Grund, dass es zwei Schattenleben gibt, wo nur eines sein müsste. Ich sauge das Licht aus Petes Leben, mache ihn zu einer schemenhaften Zwielfichtkreatur, die solo und doch nicht solo ist, die bei Verabredungen alleine zwischen Paaren sitzt, mit einem sonderbaren, stets abwesenden Wesen an seiner Seite.

In den langen Phasen des Alleinseins debattiere ich mit mir selbst. Ich stelle mir die Frage, ob es richtig ist, was ich tue, und philosophiere darüber, welches Verhalten in meiner Lage moralisch angemessen wäre. Sollte ich Pete verlassen?

Unter praktischen Gesichtspunkten wäre das schwierig – es würde viel Zeit, Recherchen und sorgfältige Organisation erfordern, wäre aber wohl machbar. Ich müsste mir eine neue Unterkunft suchen und mir einen neuen abgedunkelten Raum schaffen. Entweder müsste ich alleine leben und Leute

beschäftigen, die für mich einkaufen, oder aber mit jemandem zusammenwohnen, der Türen schließt, bevor er das Licht anschaltet, und Vorhänge zuzieht, bevor ich den Raum betrete; jemand, dem ich vertrauen könnte, denn ich wäre ihm ausgeliefert.

Ich bedränge mein Gewissen, damit es mir die richtige Antwort gibt. Wenn ich bleibe, wenn ich mich um die Verantwortung und den Aufwand der Trennung drücke, wenn ich diesen wunderbaren Mann weiter für mich in Anspruch nehme, ohne ihm Kinder zu schenken, ohne ihm eine sichtbare Partnerin zu sein, ohne ihm ein behagliches Zuhause zu bieten – handle ich dann moralisch verwerflich?

Mit solchen Gedanken beschäftige ich mich stundenlang. Dann höre ich Pete die Haustür aufschließen und die Treppe heraufkommen. Ich höre ihn »Wie isses?« rufen und im Zimmer nebenan herumstapfen, während er Schuhe und Krawatte auszieht und in seine Hausslipper schlüpft. Schließlich klopft er an meine Tür, und ich rufe: »Komm rein«, und rapple mich hoch und umarme ihn.

Und all die moralischen Erwägungen zerbröseln zu Asche, sobald er bei mir ist. Weil wir gemeinsam sogar absolute Dunkelheit erhellen; weil meine verschraubten Schuldgefühle sich auflösen in einer Woge albernen Glücks; weil ich Pete liebe und weiß, dass ich ihn gar nicht verlassen kann, dass ich nicht dazu fähig wäre – es sei denn, er bäte mich darum.

Das tut er aber nicht.

Und dieses Wunder wird mir Tag für Tag zuteil.

Häusliches Leben

»Was gibt's zu essen?«, fragt mich Pete, als er an einem Freitagabend von der Arbeit nach Hause kommt. Es ist noch nichts fertig, aber ich weiß bereits, was es geben soll, und habe auch schon etwas vorbereitet. »In der Schüssel im Kühlschrank ist noch ein Rest Salat«, antworte ich, »und ich hab Räucherlachs aufgetaut. Könntest du ein paar Kartoffeln kochen?«

»Werd ich wohl schaffen«, sagt Pete und geht nach unten. Kochen ist nicht seine Stärke; deshalb bemühe ich mich, ihm nur simple Aufgaben zu übertragen, dabei aber trotzdem auf eine gesunde und abwechslungsreiche Ernährung zu achten.

»OKAY!«, schreit Pete von unten, als alles fertig ist. Das Wohnzimmer wird jetzt nur von einer kleinen Lampe hinter der Fernsehbank beleuchtet, mit einer schwachen 25-Watt-Birne. So können wir gerade noch unsere Umrisse und das Essen erkennen.

»Und, wie ist es dir heute ergangen?«, fragt Pete.

»Ach, im Großen und Ganzen wie immer«, antworte ich. »Ich höre mir im Moment so ein absurdes Buch an, über ein paar Freunde, die alle internationale Banker werden wollen, und einer von denen ist ein Psychopath. Es ist eigentlich sonnenklar, welcher, aber die anderen kapieren es einfach nicht. Das wurde mir dann echt zu doof, deshalb hab ich lieber Radio gehört. Da war ein Typ in Indien, der hat versucht, das Brüllen eines Königstigers aufzunehmen, und er hat es tatsächlich geschafft. Es war unglaublich, total tief und dunkel, etwa so ...«

Ich versuche zu brüllen wie ein Königstiger.

»Oh, danke, Liebling, hört sich an, als sei ich vor Ort.«

»Na ja, so ungefähr eben ... mir fehlt der Resonanzkörper. Der Typ hat auch berichtet, dass Tiger ein ausgeprägtes

Revierverhalten haben und ihr Territorium immer bewachen. Man kann sie wohl oft beobachten, wie sie auf den Straßen des Nationalparks buchstäblich rumtigern.«

»Ich hab bei uns im Camera Club schon solche Bilder gesehen. Die Tiere spazieren wirklich auf der Straße herum«, berichtet Pete. »Ein Bekannter von mir aus dem Club geht nächsten Monat nach Indien, um Tiger zu fotografieren. Da muss er dann fünf Nächte hintereinander in einem Versteck rumsitzen. Aber er hockt auch sonst in Büschen und wartet darauf, dass Vögel auftauchen, der ist das wahrscheinlich gewöhnt.«

Pete ist nicht so versessen auf Tierfotografie. Sein Spezialgebiet sind Landschaften, vor allem Bäume.

»Wie war's bei der Arbeit?«, frage ich.

»Ich hab heute früh ein paar Berechnungen gemacht«, antwortet Pete, »und kurz darauf ist der Hauptrechner abgestürzt. Das war's dann erst mal. Später kam Mister Griesgram an und war noch maulfauler als sonst. Und es gab eine Sitzung mit Glotzaugen-Boss.«

»Oje. Hat er dich schlimm angeglotzt?«

»Nee, diesmal nicht mich. Aber mit dem Stellvertreter hat er die Nummer durchgezogen. Hat gesagt: ›SIE meine ich‹, und ihn über den Rand seiner Brille angeglotzt.«

»Klingt gruselig.«

»War's auch. Möchtest du was zum Nachtsch?«

»Bisschen Obst wär schön. Im Kühlschrank müssten noch Trauben sein.«

Wenn wir mit Essen fertig sind, ziehe ich mich zurück, und Pete macht den Abwasch.

Um acht treffen wir uns in meiner Höhle zur Polit-Talkshow *Any Questions?*, einer Sendung von Radio 4. Pete hat

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Anna Lyndsey

Im Dunklen

Mein Leben ohne Licht

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 256 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-442-31399-0

Goldmann

Erscheinungstermin: Mai 2015

Wenn die Sonne zum tödlichen Feind wird.

Die Sonne und das Licht – sie sind unser Lebenselixier, ohne das wir in unserer Welt verloren wären. Die Vorstellung, die Tage in schwarzer Finsternis zu verbringen, erfüllt uns mit Beklemmung und Schrecken. Und doch ist genau dies die Situation, die Anna Lyndsey seit einigen Jahren bewältigen muss: Sie erkrankte an einer extremen Form von Lichtsensibilität und verbringt seither den größten Teil ihres Lebens in einem komplett abgedunkelten Raum. In ihrem Buch schildert sie, was es bedeutet, die vertraute und geliebte Welt, in der sie gelebt hat, zu verlieren – und wie sie dafür kämpft, an ihrer Stelle eine ganz neue zu errichten. „Im Dunklen“ ist das beeindruckende Zeugnis einer starken Frau, der es gelingt, sich ihren Mut vom Schicksal nicht nehmen zu lassen – und in der Poesie und Schönheit der Welt immer wieder ein Stück Glück zu finden.



[Der Titel im Katalog](#)